

Müllers haben einen Franzosen

VON BERNHARD SCHULZ

Alle wissen es: Müllers haben einen Franzosen. Er heißt Alain, ist sechzehn Jahre alt und will Politologie studieren. Vielleicht wird Alain eines Tages in Bonn arbeiten, als Angestellter der Französischen Botschaft. Vorläufig jedoch lebt er im Kreis der Familie Müller, die ihren ältesten Sohn, den Georg, nach Frankreich geschickt hat. Schüleraustausch nennt man das. Alain schläft und ißt bei Müllers. Er sieht mit ihnen die Nachrichten im Fernsehen und schaut zu, wie Schimanski die Verbrecher zusammenschlägt. Sonntags fahren sie mit dem Auto in den grünen deutschen Wald.

Alain sagt, daß Politiker in Frankreich ein Beruf ist wie anderswo Bahnhofsvorsteher oder Feuerwehrhauptmann. Wenn Alain die Sache richtig anpackt, wird er es wenigstens zum Bürgermeister bringen. Bürgermeister heißt Le maire, und das Haus, in dem der Bürgermeister regiert, heißt La mairie.

Alain ist schwach im Deutschen, das ist sein grand malheur. Deshalb soll er sich bei Müllers in der deutschen Sprache umböhen. Er kommt sich vor wie ein kleiner Junge, den jemand ins Wasser geworfen hat, damit er schwimmen lernt. Alain soll reden und Fragen stellen, er soll mit jungen Leuten ins Theater und auf den Sportplatz gehen. Herr Müller, der an Georg denkt, vermittelt die Kontakte und stellt Programme auf. Er sieht, wie es in Alain kocht und brodelt und zischt.

Alain erstickt in Wörtern. Der Gartenzaun. Das Straßenpflaster. Die Magermilch. Syntax läuft ihn nach, Grammatik verfolgt ihn, die Lehre

von den Satzzeichen raubt ihm den Schlaf. Heimlich wünscht er sich jemanden herbei, mit dem er sich in der Sprache Flauberts unterhalten kann. Aber Flaubert ist verboten, die Parole heißt Goethe.

Die Müllers wühlen den Mutterboden ihrer Schulbildung auf. La fourchette, die Gabel. La viande, das Fleisch. Le vin rouge, der Rotwein. Ihnen ist die Aufgabe zugefallen, einem zukünftigen Bürgermeister in Frankreich, vielleicht sogar einem Botschaftssekretär, Deutsch beizubringen. Alons, das hat man nun vom Schüleraustausch, seine Ruhe gibt man hin für die Völkerfreundschaft.

„Wenn es mir gelingt, herauszukriegen, was Kartoffelpuffer auf französisch heißt“, scherzt Herr Müller, „dann fahren wir im nächsten Urlaub nach Paris.“

Jedenfalls ist es erstaunlich, wie schnell man sich näher kommt. Es gibt keine Feinde, das hat Müller immer schon gesagt. Alain hilft beim Abtrocknen des Geschirrs und beim Aufhängen der Wäsche, er faßt beim Kartoffelschälen und beim Kuchenbacken zu. Alain geht zum Bäcker, zum Schlachter und zum Zweigpostamt. Er lernt sogar die Heißmangel kennen. Alle diese Verrichtungen fallen unter den Begriff Anschauungsunterricht.

Wenn Fritz Müller und Alain Pecqueur Durst haben, setzen sie sich bei Tante Else an die Theke und bestellen ein Helles. Frau Müller kommt dann vorbei, um den Herren zu sagen, daß sie das Abendbrot angerichtet hat. Es gibt Sauerkraut und

Würstchen. Deutsches soll er essen, der Musjöh.

Von Tante Else, die den Bierausschank betreibt, wird Alain gefragt, was ihn dann am stärksten in Deutschland beeindruckt habe. Tante Else denkt, der sagt jetzt „Das starke Bier“ oder „Die zweitausend Sorten Brot in den Schaufenstern“. Aber Alain sagt: „Das Willkomm bei Madame Müllähr. Wir 'abben uns — wie sagt man — wir 'abben uns sehr lieb.“

Alain legt seine Hand auf die Hand von Frau Müller, die aus Verlegenheit nach dem Bierglas greift. Frau Müller weint ein bißchen, weil die schöne Zeit mit Alain jetzt vorbei ist.

„C'est la vie“, versucht Alain die Gastmutter zu trösten, so ist das Leben.

Und Tante Else sagt, daß sie nicht verstehen kann, warum die Franzosen kein 'h' sprechen können. „Wir 'abben uns lieb“, wiederholt sie still vor sich hin, als hätte sie nie etwas Vernünftigeres gehört.